

(Nachdruck verboten.)

48] Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Die Fahrgäste wechseln. An der Hangelbrunnengasse hält der Wagen, die letzten Passagiere, außer ihr, steigen aus, Luise fährt weiter.

Unfähig zu jeder That, hat sie nur mehr einen Gedanken, nur eine Sehnsucht, zu sterben.

Der Wagen hat die ehemalige Magleinsdorfer Linie erreicht, er unterfährt den Viadukt der Südbahn, um zunächst dem Portale des evangelischen Friedhofs in die Triesterstraße einzubiegen; da wird die Glocke von innen gezogen.

Der Wagen hält, Luise verläßt ihn.

Das Gitterthor des Vorhofs, der zur Begräbnisstätte führt, steht offen. Sie tritt ein; der Vorhof ist leer.

Graue Dämmerung breitet sich über den weiten Platz, auf welchem zur Linken der schöne Kuppelbau der Friedhofskapelle in dunkler Mässigkeit sich erhebt.

Rote Wolkenreflexe der schon untergegangenen Sonne lassen den obersten vergoldeten Knauf der Kuppel feurig aufleuchten, im nächsten Augenblick zeichnet auch dieser sich schwarz von dem zart gefärbten Himmel ab.

Jedes Licht ist erloschen, eine große Ruhe ringsumher, die voll Sehnsucht ist und voll Geheimnis.

Luise wandt durch den Hof dem zweiten Gitter entgegen. Dahinter ragen die schwarzen schlanken Cypressen empor. Trauernde Weiden und niedere Tüsen umgeben in Gruppen die Leichensteine aus weißem Marmor, die aus dem Dunkel ihr aufdringlich grell entgegen schimmern. Dorthin geht ihre Sehnsucht: zur Mutter.

Auf ihrem Grabe will sie sich ausweinen — bis zur Erschöpfung — ihr mattes Herz wird dem Tod keinen Widerstand leisten, und wenn sie den Morgen doch noch erlebt, so wird ein tödliches Fieber in ihrem Blute kreisen. Man wird sie in ein Spital bringen, da können die armen Leute umsonst sterben... Es ist die letzte Wohlthat, die sie erhofft.

Sie findet das Gitter verschlossen; sie steht bestürzt da. Dann beginnt sie daran zu rütteln, heftig und immer heftiger... umsonst, das Schloß widersteht ihr.

Da erfährt sie Verzweiflung. Sie stöhnt auf, wild und fassunglos, als wäre ihr das letzte genommen, versagt die einzige Rettung. Was soll sie thun — wohin soll sie sich wenden — wie soll sie leben!!

Ihre Hände sinken herab — die Knie brechen zusammen, der Kopf neigt sich vorwärts. Die heiße Stirn gegen die kalten Steine des Unterbaues gelehnt, bricht sie im Gefühl ihrer vollständigen Ohnmacht und Hilflosigkeit in Thränen aus. Sie weint heiß und bitterlich. Es sind Thränen unendlichen Mitleids mit sich selbst.

Sie weint um ihre frohe und frische Jugend, um ihre Ideale, um all das Schöne, das sie gläubig im Herzen getragen... Zertreten dies alles... für immer dahin... was bleibt ihr noch? Sie fühlt sich so arm, so schrecklich arm, losgerissen — vereinsamt! —

Und sie weint, wie Unschuldige weinen, die reinen Herzens sind, und doch verfehmt — sie weint die Thränen, die Millionen weiblicher Wesen weinen, die in der Enge des Vaterhauses erzogen, beschränkt in allem, nichts können, nichts wissen, die in der Untwürdigkeit und Abhängigkeit von dem Manne Ziel und Zweck ihres Lebens erblicken, und nun plötzlich, in den Kampf ums Dasein geworfen, in einer von den niedersten Trieben erfüllten Gesellschaft, ohne Halt, ohne Stütze sich finden.

Erschöpfung ließ auch diese Thränen versiegen. Sie versucht, sich aus ihrer zusammengekauerten Stellung zu erheben, die Glieder wollen versagen. Mühsam richtet sich die schlanke Gestalt an dem Gitter empor, und während sie sich mit der Hand an den Stäben hält, lehnt sie den Kopf nach rückwärts und verharrt so, die Lider gesenkt, bis Wille und Kraft zu weiterer Bewegung sich einstellt.

Es war völlig Nacht geworden.

Der rauhe Wind, der den Tag über geherrscht, hatte sich gelegt, die Luft war von ungewöhnlicher Milde, sie wehte sanft, wie lieblosend, um ihre Wangen und kühlte die heißen Augen. Das that wohl. Unwillkürlich schöpfte sie tiefer Atem. Ein feuchter, frischer Erdgeruch drang ihr entgegen, es war März, und er war mit dem Duft der ersten Weichen geschwängert Balsam für ihre wundete Brust. Als sie langsam die Augen aufschlug, stand gerade vor ihr, im dunklen Aether, die Sichel des aufgehenden Mondes. Und so rein war die Luft, daß sie die Ahnung der vollen Scheibe erhielt. Sie war da, stand nur im Schatten der Erde, aber mit jedem Tage wird sie mehr aus ihr hervortreten, bis sie in voller Kraft am Himmel erscheint. Und dieser große funkelnde Stern in der Nähe des Mondes war wohl der Jupiter. Aus den unendlichen Fernen drang in zitterndem Glanze er in ihre Augen... schön!

Sie schaut und fühlt — und hört, denn dicht hinter ihr in den niederen Büschen ein leises Rascheln — sie hört es springen von Zweig zu Zweig. Ein Vogel ist's, der noch wach ist. Srii — Trent — Trent erschallt es, es ist der Lockruf der Amsel, sie kennt ihn. In stürmischem Lebensdrang beginnt die Amsel noch einmal ihr melodisches Lied.

Es klingt süß und hell, in unermesslicher Fröhlichkeit, die nichts weiß von der Angst und dem Kummer der Menschen. Luise steht wie gebannt, sie horcht noch immer, nachdem der Vogel schon längst verstummt ist.

Aus dem verschlossenen Garten, in dem die Toten ruhen, strömt der Wohlgeruch von tausend Blütenknospen mit dem Abendwind über sie hin: Frühlingsbotschaft!

Ihre junge Brust, die unter den folternden Schmerzen sich zusammengekrampft, erweitert sich, sie atmet wieder tief und voll und dieses Atmen allein wird zur Wonne, zur Lust.

Es nahen Schritte. Ein Mann kommt heran, ein Bund Schlüssel klirrt in seiner Hand.

Er hat sie bemerkt und ungehalten ruft er ihr zu, was sie da mache.

Mit Ton und Geberde weist er sie hinaus.

Den ganzen Tag stehe der Friedhof offen, bei Nacht wollen die armen Seelen auch ihre Ruhe haben. „Und ich die meinige.“ fügte er grob hinzu.

Als er ihr ins Gesicht schaute, kühlte er sich milder gestimmt. Ungeschickt, nicht rauh, faßte er sie am Oberarm und führt sie dem Ausgang entgegen, das eiserne Thor rasch hinter ihr abschließend.

31. Kapitel.

Luise blieb einen Augenblick stehen mit schlaffen Armen und versiegelten Lippen, wie im Traume, dann ging sie vorwärts, ohne sich Rechenschaft zu geben, wohin.

Eine weite Avenue breitete sich im Scheine der Gaslaternen, die in regelmäßigen Abständen, gleich aufgereichten Sternen, ihr entgegen funkelten, vor ihr aus: die neue Gudenstraße.

Um diese Stunde, wo die Fabriken geschlossen wurden, brandeten die Wogen des Verkehrs auch an dieser äußersten Peripherie von Großwien. Neben den vollbesetzten Wagen der Straßenbahn fuhren die Fahrräder, hier und da ein Lastwagen, schwer mit Ziegeln beladen. Die Kutscher sangen oder schimpften und knallten laut mit der Peitsche.

Ueber dem Viadukt der Südbahn donnerte ein Schnellzug. Die Bürgersteige waren mit dahinrastenden Menschen erfüllt, Männer und Weiber, die, aus der Arbeit kommend, ihren Wohnstätten zueilten oder eine der kleinen Wirtschaften aufsuchten, an denen in diesem Proletarierviertel kein Mangel war.

Viele der Weiber aßen von dem Brote, das sie zum Abendimbis gekauft hatten, schon auf der Straße.

Luise bemerkte es, der Hunger ließ sie aus ihrer Unbewußtheit erwachen, der Anblick des Brotes steigerte die nagenden Schmerzen in ihrem Magen zur Unerträglichkeit. Seit dem frühen Morgen hatte sie nichts zu sich genommen. Sie blickte um sich, ob sie nicht einen Laden erspähe, der Geware feil hielt.

In einem Eckhause baumelte ein Wirtshauschild. Es war ein ebenerdiges, etwas verlottert aussehendes Lokal, dessen erleuchtete Fenster noch in das Nebengäßchen gingen. Sie wartete verhängt, aber eine zwischen ihnen angebrachte Inschrift

kündete vorzügliche Speisen und Getränke an. Luise überlegte nur einen Augenblick, dann öffnete sie die kleine Thür und trat ein.

Sie befand sich in einem großen schmucklosen Saal, der nur spärlich erleuchtet war, da vorläufig nur zwei Flammen des von der Decke herabhängenden Kronleuchters brannten. An den Tischen, die ungedeckt waren, saßen Männer und Frauen, die letzteren in geringerer Anzahl, und unterhielten sich in gedämpftem Tone mit einander. Alle diese Menschen hatten in der Einfachheit ihrer Kleidung und in ihren Gesichtern etwas Gemeinsames. Sie sahen erregt und so feierlich erwartungsvoll aus, als stünden sie vor einem Ereignis, das sie alle gemeinsam und in gleicher Weise beschäftigte. Als Luise eintrat, wendeten sich viele Augen ihr zu. Verschüchtert that sie einen Schritt zurück.

Hier feierte man wohl eine Hochzeit oder sonst ein gemeinsames Fest? Sie wollte sich wieder entfernen, aber schon war ein junger Mann, der eine rote Binde um den Arm trug, auf sie zugefahren und sagte mit einer gewissen Vertraulichkeit: „Bleiben Sie nur da, es wird nicht mehr lange dauern. Die Rabler treffen einer nach dem andern hier ein. Wir bekommen die Wahlergebnisse aus allen Bezirken. Jetzt finden's noch Platz, später wird's voller werden. — Natürlich —“ er nickte lächelnd und vertraulich ihr zu, „heut' wird sich keiner von uns niederlegen, ehe er nicht weiß, wie's aus'gangen ist.“

Luise fing an, zu begreifen. Sie war unter Arbeitern, die sich hier zusammengefunden, um die Resultate der heutigen Wahlen so rasch als möglich in Erfahrung zu bringen. Man hielt sie für eine Genossin. Der Mann mit der roten Binde wies einladend auf einen Tisch, an dem auch einige Frauen saßen. Jeder der Gäste hatte ein Glas Bier vor sich. Luise sah darauf hin und ihr Verlangen, den brennenden Durst zu stillen, ward übermächtig.

Sie trat grüßend näher.

Ein junges Paar, Mann und Frau, von intelligentem Aussehen, zwischen denen ein zweijähriges Kindchen unter lautem Geklapper hin und her sprang, machten ihr Platz.

„Setzen's Ihnen gleich da zu mir,“ sagte die Frau.

Sie sah ermunternd in das blasse erschöpfte Gesicht des Mädchens, in der sicheren Empfindung, die gehört zu uns. Luise gehorchte, mit stummem Gruß ihr dankend.

„Und Du wirst jetzt auch einmal Ruh' geben und hübsch artig sein, wenn die schöne Fräul'n neben Dir sitzt,“ sagte die Mutter zu dem Kinde, indem sie es auf den Schoß nahm.

Die Kleine neigte das Köpfchen und schielte mit neugierigen Augen von unten auf nach der Neuangetommenen, wegen der sie ruhig sein sollte.

Ein Kellner, ein Duzend Gläser frisch schäumenden Bieres in beiden Händen tragend, schwenkte einher und stellte, ohne zu fragen, eines davon vor Luise hin.

„Bitte um Brot,“ kispelte diese.

Der Kellner winkte mit den Augen einen Jungen herbei, der ihr sofort das Gewünschte brachte.

„Sie können auch Würsteln haben.“

Sie nickte zustimmend.

„Mit oder ohne Kren? Oder vielleicht nur an Einspänner?“ wispelte er nach Kellnerart.

Luise legte zwanzig Kreuzer auf den Tisch.

„Wenn das dafür reicht — ich — ich hab' nicht mehr,“ stammelte sie.

„Ein paar Würsteln ohne Kren,“ schrie er dem Jungen zu. Er hatte die Gläser niedergestellt: „Werd'n wir gleich zahlen —“ Er abdierte: „Sechs — zehn — rechnen wir zwei Brot — macht zweihundert — geht grad aus.“

Er machte eine spähhafte Grimasse, während er die zwanzig Kreuzer in seiner Kellnertasche verschwinden ließ.

Ehe er die Gläser wieder aufnahm, forschte sein Blick in der Runde, aber jeder war noch versorgt. Diese Mähigkeit drehte ihm den Magen um.

„Diese verfluchten Soci waren im stand', bei einem Glas Bier die halbe Nacht abzustehen, gar wenn die Weiber dabei waren. Wenn's nicht die Masse machte, die kriegten gewiß kein Lokal mehr.“

In dem Augenblick stürmte eine größere Anzahl Arbeiter in den Saal, einer gab dem andern die Thür. Der Kellner eilte ihnen mit den Gläsern entgegen. Sie waren sofort vergriffen.

Es waren jene Genossen, denen man den Wahltag nicht frei gegeben. Sie kamen direkt von der Arbeit, heiß und müde, im Arbeitskittel, weil sie in leidenschaftlicher Kampfesgier es nicht erwarten konnten, zu hören, ob Sieg, ob Niederlage.

„Wie steht's — wie — was — noch nicht entschieden?“

Die Bewegung pflanzte sich fort, den Saal entlang. Viele erhoben sich, um den Angetommenen die Hände zu schütteln. Fragen, Zurufe, Gelächter ertönte.

Auch der junge Mann an Luises Tisch war aufgestanden und gesellte sich zu den sich bildenden und wieder lösenden Gruppen.

Die Frauen waren näher zusammengedrückt.

Eine kleine blasse Person von etwa dreißig Jahren, mit feinen, sanften Zügen, die man „Lehrerin“ titulierte, sprach eifrig über den Tisch hinüber von dem Terrorismus, den die Gemeinde den Volksschullehrern gegenüber geübt habe.

Luise aß, ohne aufzusehen, hastig, wie Hungrige essen. Die Umstehenden vermieden es diskret, sie in dem Geschäft zu stören. Nur das kleine Mädel kontrollierte aufmerksam jeden Bißchen, und so oft das Fräulein von den Würstchen abbis, öffnete auch sie ihr Mäulchen, wie ein junges Vögelchen, das Netzung verlangt. Luise konnte nicht anders, sie fütterte sie mit, trotz der Abwehr der Mutter. Aber sobald das letzte Endchen Würst verschlungen war, fing Peperl zu weinen an, sie wollte noch mehr. Zärtliches Zureden machte sie vollends ungeberdig.

„Die ist schläfrig, meine liebe Johanna,“ bemerkte eine junge Arbeiterin, die der Mutter gegenüber saß und unter der allgemeinen Schlichtheit durch ihren Putz unangenehm auffiel. Sie war hübsch, trotz der vulgären, aufgestülpten Nase, und nach der neuesten Mode frisiert.

In den Ohren glitzerten falsche Steine, und eine doppelreihige Perlenkette zierte den schlanken Hals, der dadurch die Blicke auf sich zog.

Johanna, der man anmerkte, daß sie guter Hoffnung war, nickte zustimmend ihr zu. Sie hatte ihr Kind auf den Schoß genommen und suchte es einzuwiegen.

„Es ist ein Kreuz,“ seufzte sie, „aber wenn wir in die Versammlungen gehen, da muß ich die Kleine mitnehmen, was soll ich denn mit ihr machen?“

„Haben Sie denn keine Nachbarin, der sie sie anvertrauen könnten?“ fragte die Lehrerin. „Ihr seid ja untereinander so hilfsbereit.“

„Das schon,“ bestätigte Johanna, „aber Sie wissen, Fräul'n Schwarz, alles hat seine Grenzen. Ich hab' sie den Tag über bei der Briefträgerin. Sie hat selbst drei Kinder, aber ihr ältestes Mädel ist schon fünf Jahre alt, das giebt so schön acht auf die andern, da kann ich ganz ruhig sein. Aber abends, wenn ich aus der Fabrik nach Hause komm' —“

„Dann fängt erst Ihre Arbeit als Hausfrau und Mutter an,“ fiel die Lehrerin ein, einen mitleidigen Blick auf die blasse Frau werfend.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

Zu spät.

Von Alfred Semrau.

Noch immer lag der schwarzgeränderte Brief uneröffnet auf dem Tisch, wohin ihn die Wirtin gelegt hatte, als sie den Morgenkaffee brachte.

Der Buchhalter Karl Bungere hatte es nicht über sich gewinnen können, den Brief zu lesen. Er hatte den Kaffee bereits getrunken und sich die Sonntagscigarre angezündet. Er dachte nach, wer wohl unter seinen Bekannten und Freunden gestorben sein könnte. Er ließ sie alle nacheinander an sich vorüberziehen. Die Reihe war nicht lang und er war bald mit der Umschau fertig. Er prüfte alle auf ihren Gesundheitszustand: keiner litt an einer schleichenden Krankheit. Es mußte also jemand ein Herzschlag getroffen haben. Wer aber konnte es sein?

Bungere streckte die Hand nach dem Briefe aus, aber er zog sie schnell zurück. Er wollte sich nicht die behagliche Stimmung eines Sonntagmorgens stören. Er öffnete das Fenster. Laue Luft strömte in das dumpfe Zimmer. Das Singen einer Amsel, die sich irgendwo drüben in einem Garten auf einem Zweige wiegte, klang zu ihm herauf. Er sah den weißen Völkchen nach, die über den blaßblauen Himmel segelten. Es war wie eine Wolkenregatta.

Bungere machte sich's bequemer. Er zog seinen Stuhl vor sich und legte die Füße auf ihn. Er lehnte sich zurück, blies eine blaue, dicke Wolke aus seiner Cigarre zum Fenster hinaus und sah dem in langen Streifen sich ausbreitenden und langsam verrinnenden Rauch nach.

Bungere strich sich schmunzelnd über sein graues Haar. Heute konnte er zu Hause bleiben, heute brauchte er nicht ins Geschäft. Der Sonntag gehörte ihm. Und Mittag aß er auch zu Hause. Er hatte ja Gott sei Dank eine tüchtige Wirtin. Er gab sich ganz dem

Genuß der Cigarre hin und sah liebevoll auf den grauen Aschen-
kegel, der sich an ihrer Spitze gebildet hatte. Er wollte ihn mit
leichtem Fingerdruck zum Fenster hinauschnellen, aber die Asche
fiel auf das Fensterbrett. Als ordnungsliebender Mensch stand er
auf, um sie herauszustreichen. Er mußte sich ja auch endlich an-
ziehen, der Vormittag war fast vorüber.

Als er am Tisch vorbeiging, fielen seine Augen auf den
Trauerbrief. Den hatte er ganz vergessen. Daß der Brief auch
gerade heute kam — am Sonntag! An jedem andern Tage wär's
ihm recht gewesen. Da hätte er ihn einfach gelesen, wäre ins Ge-
schäft gegangen und seine Arbeit hätte ihm alle Gedanken an Tod
und Grab verschleudert. Aber gerade heute am Sonntag war er
gekommen, wo er nichts vorhatte, als sich mit seinen Matkeen zu
beschäftigen, die Zeitung zu lesen und Cigarren zu rauchen.

Wenn er den Brief las, war's mit aller Gemütslichkeit vorbei.
Er kannte sich genau. Aber mal mußte er doch wissen, wer ge-
storben war. Ungerlich riß er den Brief auf und las auf der
steifen Karte:

Den plötzlichen Tod meiner innigstgeliebten, unvergeßlichen
Frau Christine geb. Witte erlaube ich mir ergebenst anzuzeigen.
Der tiefbetrübte Gatte
Ernst Wachler.

Weiter las Bungerei nicht. „Armer Kerl,“ sagte er. Er sah
die Frau Christine vor sich, wie er sie zum letztenmal gesehen hatte,
als er bei Wachlers zum Mittagessen geladen war.

Schön war sie nicht, gewiß nicht, aber angenehm im Umgang
war sie, sanft, still. Sie mußte eine prächtige Frau gewesen sein.
Der kleine Cigarrenladen trug gerade so viel ein, daß Mann und
Frau bescheiden leben konnten. Sie mußten sich einrichten, aber das
verstand Frau Christine.

Bungerei dachte an das Mittagessen bei Wachlers: Hammel-
toteletts gab es mit grünen Bohnen und einen Pudding. Das
hatte prächtig geschmeckt, er kostete alles noch einmal in seinen
Gedanken durch. Es war schade um Frau Christine. Seit diesem
Mittagessen hatte er sie nicht mehr gesehen. Wachlers wohnten so
weit in der Stadt, daß sie trotz ihrer alten Freundschaft sich nicht
oft sahen.

„Armer Kerl,“ sagte Bungerei noch einmal. Wie würde es
Ernst Wachler tragen? Innigstgeliebt, unvergeßlich würde ihm seine
Frau bleiben und sein. Ja, ja — solch eine Frau konnte man
nicht vergessen. Wenn dieser harte Schlag Wachler nur nicht ganz
zu Boden warf!

Bungerei steckte sich eine neue Cigarre an. Er mußte natür-
lich dem Freunde kondolieren. Aber ein paar konventionelle Worte
schreiben ging doch nicht bei ihrer Freundschaft. Er mußte persönlich
zu ihm gehen. Ueberhaupt — Worte gehörten nicht zu diesem großen
Schmerz. Ein warmer, herzlicher Händedruck zeigt mehr als alle
Worte das tiefe Mitgefühl.

Bungerei war gerade mit der Trauerrosette fertig, als seine
Wirtin sich in der Thür zeigte: „Nanu, Herr Bungerei, 's giebt ja
bald Mittag, heute früher als sonst, weil ich gleich weg will nach
Lisch. Sie können ja auch wo anders essen, dann heb' ich mir die
Hammeltoteletts und grünen Bohnen für'n Abend auf.“

Bungerei versuchte gar nicht, seine Wirtin umzustimmen, er
kannte ihre Hartnäckigkeit. Er legte Stock und Hut beiseite und
blieb. Seinem Lieblingsgericht konnte er nicht untreu werden.
Er rechtfertigte sich vor sich: er störe den Freund gerade jetzt bei
den Trauervorbereitungen. Es war vielleicht besser, wenn er
erst nächsten Sonntag ihn aussuchte und tröstete. Da war die
Beerdigung vorüber und Wachler wohl schon gefastet.

Am andern Tage ließ Bungerei einen Kranz mit seiner
Visitenkarte ins Trauerhaus schicken. Wegen dringender Arbeiten
am Quartalsabschluss konnte er nicht der Beerdigung beiwohnen.

In den folgenden Sonntagen mußte er auf ein paar Vor-
mittagsstunden ins Geschäft, um die Arbeiten zu betwähigen. Als
er nach Hause kam, war er schon zu müde, um noch den weiten Weg
zu Wachler zu fahren. An jedem Sonntag wollte er die Kondolenz-
visite machen und immer hinderte ihn etwas: er bekam Verwandten-
besuch, erkältete sich und mußte den Schnupfen kurieren, der
Schneider bügelte nicht rechtzeitig genug den schwarzen Anzug auf.

Jetzt ärgerte sich Bungerei, daß er nicht doch gleich dem Freunde
ein paar Worte des Trostes geschrieben hatte. Drei Monate ver-
gingen, ehe er sich endlich an einem Julisonntag auf den Weg
machte.

Am wolkenlosen Himmel leuchtete die Sonne und goß Ströme
lichter Blüten über die Straßen, in denen sich die Menschen
drängten.

Alle Bahnen waren besetzt. Bungerei mußte gehen.
Es wurde ihm bald warm. Er nahm schließlich den Cylinder
in die Hand und knöpfte den schwarzen Gehrock auf; aber das half
nicht viel gegen die Hitze.

Er mußte sich auch noch die ersten Worte überlegen, die er dem
trauernden Freunde sagen wollte.

Es war nicht freundschaftlich von ihm, erst jetzt Wachler auf-
zusuchen. Er plagte sich mit Vorwürfen, daß er es doch nicht früher
möglich gemacht hatte. Von der Stirn rannen ihm die Tropfen
herab, immer neue, wie oft er sie auch fortwuschte.

Er freute sich auf die schattig-kühle, kleine Wohnung des
Freundes. Es konnte ein schöner Sonntag werden: sie würden
im Restaurant essen und dann den Tag gemütlich miteinander ver-
bringen und von Frau Christine plaudern. Der ganze Tag sollte
ihrem Andenken geweiht sein!

Bungerei ging schneller. Er mußte noch am Ziele sein, ehe
Wachler den Laden schloß, sonst traf er ihn nicht mehr, und es war
bald zwei Uhr.

Endlich war Bungerei am Hause. Der Laden war noch ge-
öffnet. Ein Käufer kam gerade aus der Thür.

Als Bungerei in den Laden trat, stellte Wachler gerade die
Schachteln in die Fächer zurück. Er sah den Eintretenden nicht
und fragte geschäftsmännlich freundlich: „Was steht zu Diensten,
mein Herr?“

Bungerei antwortete nicht. Er wartete, bis Wachler sich wende.
„Na, das ist mal hübsch, daß Du kommst,“ sagte Wachler, als
er ihn sah, und gab ihm die Hand, „hast wohl hier zu thun?“

Bungerei stellte sorgfältig den Cylinder auf den Ladentisch:
„Mein lieber, lieber Ernst — soviel ist passiert in der Zeit!“

Wachler sah ihn erstaunt an, er mußte sich erst besinnen:
„Ach so — ja, ja! Gott wie das so kommt, nicht wahr? Ganz
plötzlich!“

„Du kusst mir furchtbar leid, furchtbar, und ich bin her-
gekommen, um Dir zu kondolieren.“

„nen Augenblick mal, Karl!“ Wachler verschwand in dem
Zimmer hinter dem Laden.

Bungerei setzte sich. Hier war es wundervoll schattig.

„Es ist immer was zu thun,“ sagte Wachler, als er wieder
aufsaugte. „Gerade vor'm Schluß.“

„Armer Kerl, Du wirst sie nie vergessen. Ja, das glaube ich
wohl. Was war sie für 'ne Frau! Wenn man solch eine Frau
gehabt hat, dann heiratet man nie wieder. Nie mehr! 's hat Dich
doch ordentlich mitgenommen. Du siehst recht blaß aus.“

„Ja, wir wollen auch heute einen kleinen Ausflug machen.“

„So, so. Du hast auch wirklich frische Luft nötig. Ich habe
auch nichts vor. Da kann ich mich ja anschließen.“

Wachler räunte auf dem Pult unter den Büchern: „'s ist
fraglich, ob das geht, Karl, gerade heute. Ich bin, wie gesagt, nicht
allein.“

„Ich werde kein Spielberber sein.“

„Ja, ja — aber wir sind eigentlich nur zu zweien. Da geniert
das doch, wenn 'n dritter dabei ist.“

„Aber ich bitt' Dich, Ernst . . .“

Wachler unterbrach den Freund: „Na, Dir kann ich's ja
sagen, es ist eine Dame. Eine junge Dame. — Was soll ich so
viel Worte machen, — es ist meine Braut. Wir sind natürlich noch
nicht öffentlich verlobt wegen des Trauerjahres.“

„Deine Braut . . .“ Bungerei brachte die Worte kaum heraus,
er sprang fast auf vom Stuhl, und ich kam, um Dir zu kondolieren.“

Eine Stimme aus der Hinterstube unterbrach ihn: „Ernst,
mach' Schluß, 's ist die höchste Zeit!“

„Ich komme schon, mein Schatz, sofort,“ rief Wachler zurück,
dann wandte er sich zu Bungerei, dem er den Cylinder entgegenhielt,
„hat mich gefreut, Karl. Ich komme schon, Schatz.“

Er nahm flüchtig Bungereis Hand und schob den Freund aus
der Thür, vor die er sofort die Holzjalousie fallen ließ.

Bungerei stand fassungslos vor der Schwelle.

Die Sommenglut mahnte ihn endlich, den Cylinder aufzusetzen.

Er sah sich das Haus an, als erlöste er es zum erstenmal, — er
schüttelte den Kopf.

Langsam setzte er sich in Bewegung.

Der Schaffner der Bahn, der ihn endlich nach langem Warten
mitteilig aufnahm, sah ihn verwundert an, denn Bungerei sagte,
ohne, als er sich für das Trinkgeld bedankte, seiner zu achten:
„Zuviel geliebt und unvergeßlich.“ —

Kleines feuilleton.

k. Der „zähende Gast“. „Daily Mail“ veröffentlicht den Brief
eines Amerikaners, der auf das englische Gesellschaftsleben ein
grelles Licht wirft. Der reiche Amerikaner, der die „Woche von
Coves“, die eleganten Segelweitsfahrten der hocharistokratischen eng-
lischen Gesellschaft mißmacht, schreibt mit einer köstlichen Naivetät
und Selbstsicherheit folgendes: „Hier sitz ich auf einem bequemen
Sessel unter einem mit schönen Troddeln besetzten Baldachin an Deck
einer hochbornen Yacht, die statlich herausragt aus dem Masten-
wald der Segler. Eben habe ich gut gespeist in Gesellschaft so hoch-
adliger Herrschaften, wie sie meine Kollegen in New-York noch nicht
einmal gesehen haben, ich, ein Yankee, der ich mit meinem ganzen
dicken Geldsack doch eigentlich ein Snob bin. Doch das beeinträchtigt
mein Wohlbehagen ganz und gar nicht, daß ich für diesen vor-
nehmen Umgang bezahlen muß, nein! Bei dem Gedanken, daß diese
stolzen, blaublütigen Herrchen ahnungslos mich als ihresgleichen be-
grüßten, schmeckt mir meine Havana noch viel besser. Dies „Kraut“,
das mir wahrscheinlich auf meiner Rechnung mit einem Dollar an-
gekreidet werden wird, hab ich aus einem silbernen, mit Cedernholz
eingelegten Kästchen entnommen, das mit einer Krone geschmückt
war und mit einem Wahlspruch geziert, der seit den Tagen Voling-
brokes in tausend Kämpfen aus dem Munde edler Ritter tönte.
Gastwirten freilich steht das Motto schlecht, aber „Gastwirt“ ist doch
ein zu großes Wort für eine so zarte und diskrete Sache. Ich genieße
die Gastfreundschaft dieser hocharistokratischen, aber etwas verarmten

Familie und — bezahle sie. Ich bin der erste „zahlende Gast“ einer Gräfin. Ihre Bekanntschaft habe ich auf die einfachste Weise in der Welt gemacht, durch eine Annonce in der „Morning Post“, in der ich meine Absicht kundgab, mich der feinen Gesellschaft zu attachieren. „Nähere Bedingungen schriftlich erbeten.“ Ich bekam 38 Antworten und zwar von lauter Leuten, die in Hofkreisen „die erste Geige spielen“, wie man so sagt. Einer dieser Briefe war mit einem wunderbaren purpurnen Siegel verschlossen. Eine dicke Krone war darauf zu sehen; um ein Paar Kugeln oder Trommelschläge — man konnte das nicht so genau erkennen — waren Blumenzierate verstreut, und zwar waren es Erdbeerblätter — das soll das Allerfeinste sein! Da lud mich eine Herzogin auf das freundlichste ein, doch bei ihr die „Woche von Cowes“ zu verbringen; sie würde mich allen vornehmen Reuten vorstellen. Das alles für 10 Guineen (215 M.) die Woche. Eine andere führende Dame der Gesellschaft, ohne die in London überhaupt keine elegante Veranstaltung vor sich gehen kann, machte mir folgende Anerbieten: „Ich kann Sie seiner Hoheit dem Fürsten von Monaco vorstellen, der die eleganteste Nacht in Cowes hat.“ Die Regelung der delikaten Frage des Honorars überließ diese Dame mir selbst. Für die lächerlich geringe Summe von 85 M. wollte eine andere mich einführen bei einem Pair des Reiches, bei dem Neffen eines andern Pairs, bei ihrer Schwägerin, einer hohen Dame und ihrer Nichte, einer Gräfin. Doch mein Sekretär riet mir die Anerbieten meiner Gräfin anzunehmen, und wirklich, das ist doch wohlfeil, für 6 M. 75 Pf. — gerade so viel kostet mich die Annonce — die Thüren der höchsten Gesellschaft weit und freudig zum Empfang geöffnet zu sehen. Wenn man übrigens meint, in England sähe man nicht so sehr aufs Geschäft, könnte man durch meine Gräfin eines andern belehrt werden; wie nur irgend ein gerissener Geschäftsmann aus Wallstreet weiß sie alles anzurechnen und wenn ich es nicht dazu hätte, könnte mir die Geschichte teuer zu stehen kommen. Doch dadurch will ich ihr wirklich keinen Vorwurf machen. Sie hat vielmehr meine ganze Hochachtung. Sie nahm mich ordentlich in ihre Schule; so mußte ich zunächst meine amerikanischen Kleider ablegen, bevor sie mich „adoptierte“, und dann äußerte sie den Wunsch, ich möchte mir der amerikanischen Accent abgewöhnen. Das Letztere ging nur nicht so leicht, doch habe ich mir meinen „Slang“ schon ziemlich abgewöhnt bei dem feinen Umgang, und die Gräfin giebt mir noch täglich nach dem Afterschlaf den „höheren Schriff“, wie sie es nennt. Und so sitz ich denn, mit mir und der Welt zufrieden, auf einer der „smarteren“ Yachten mit dem beruhigenden Gefühl, für mein Geld auch was zu haben. Vor mir wiegt sich in einem zierlichen Stuhl ein entzückendes, schlankes Geschöpf mit reichem Haar, das wie tiefgoldene Bronze glänzt, und mit Augen, so strahlend und so blau wie die See um uns. Aus einem Gewoge seiner Spitzen taucht nur angedeutet die weiße Schönheit einer runden Schulter. Es ist der Gräfin jüngste Tochter, und da ich als Junggefelle solchen Eindrücken wohl zugänglich bin und auch Geld genug habe, um den verblühenen Glanz der guten, alten Familie wieder aufzurufen . . . sonderbar! in dem blauen Rauch meiner Cigarre, der langsam über das Meer zieht, gaukeln verheißungsvoll und vieldeutig eine ganze Menge — Ringel! Ein wenig entfernter sitzt die Gräfin-Mutter; von dem tiefen rötlichen Glanz der Abendsonne umleuchtet, ist sie noch immer schön und ich will's wohl glauben, daß sie zu den Glanzzeiten der Königin Victoria eine gefeierte Schönheit war und ein Anzeln ihrer Stirne genügte, um die Männer in Verzweiflung und Tod zu jagen. An ihren Stuhl gelehnt, sich zu ihr niederneigend, steht ihr ältester Sohn, der Carl, mit tiefer Ehrfurcht küßt er ihr die Hand und die Gräfin zieht ihn zu sich nieder. Wie doch ihre Haare schon weiß sind! Der Carl thut etwas hochnützig; er ist auf seine Mutter böse, daß sie mich als „zahlenden Gast“ angenommen hat, und sie kann sich nur damit entschuldigen, daß „es alle thum“ . . . Ich schlürfte geruhig meinen Kaffee! — Er soll sich nur vor mir in Acht nehmen mit seinem Hochmut; sonst erzähle ich ihm mal unter der Hand, daß ich es bei feineren Leuten noch hätte billiger haben können, oder ich laß mir einfach nicht mehr von ihm das Bridge beibringen, zu 50 Pf. das Point . . . —

ie. Das Verhältnis zwischen Papier und Tinte. Damit die Tinte auf dem Schreibpapier nicht zerfließt, wird letzteres mit einem tierischen oder pflanzlichen Leim behandelt. Nun haben aber fast alle Sorten von Schreibpapier in größerem oder geringerem Grade die Eigenschaft, die Tinte noch nachträglich tiefer eindringen zu lassen, so daß die Schriftzüge sogar auf der Rückseite des Papiers sichtbar werden. Diese Erscheinung ist noch nicht ganz aufgeklärt. Die durch die Leimung bedingte Widerstandsfähigkeit des Papiers gegen das Eindringen der Tinte läßt vermuthlich nach, aber man weiß nicht genau, wie und warum. Daß der Leim aus dem Papier verschwindet, kann nicht wohl angenommen werden, denn man kann gutes Schreibpapier immer noch benutzen, auch wenn es jahrelang gelegen hat. Die Wirkung der Tinte auf das Papier muß also wohl noch fortauern, nachdem erstere schon getrocknet ist. Dieser Vorgang schreitet gewöhnlich sehr langsam vorwärts und ist abhängig von der Feuchtigkeit der Luft, in der sich das Papier befindet, auch von der Saugfähigkeit des Papiers selbst. Vielleicht bewahrt der Tintenstoff, selbst wenn die Schriftzüge äußerlich völlig trocken erscheinen, noch immer eine verhältnismäßig beträchtliche Menge Wasser in sich. Das Eindringen der Tinte in das Papier kann nun entweder so geschehen, daß die Flüssigkeit ihren Weg in die Zwischenräume zwischen den Papierfasern nimmt oder letztere selbst allmählich durchtränkt. Wahrscheinlich tritt beides nacheinander ein, wie eine

Beobachtung von beschriebenen Papier unter einem Mikroskop lehrt. Schlecht geleimtes Papier läßt sich daran erkennen, daß die Schrift nicht scharf ausfällt, sondern die einzelnen Linien etwas verlaufen oder von einem mischfarbigen Hof umgeben erscheinen. Neben dieser physikalischen Wirkung der Tinte auf das Papier kann aber jedenfalls noch eine chemische stattfinden, die namentlich bei farbigem Papier beobachtet wird. Besonders die Eisengallustinte dringt bald bis zur Rückseite eines solchen Papiers durch, aber nicht in einer natürlichen, sondern in einer gelblichbraunen oder sogar einer eigentlichen Rostfarbe, die durch den Abfah von eisenhaltigen Verbindungen bedingt wird. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber Vogelzug-Beobachtungen auf der Kurischen Nehrung macht der Direktor der Vogelwarte in Rostock, Lehrer Thienemann, im Juli-Augusthefte von Reichenows „Ornithologischen Monatsberichten“ interessante Mitteilungen, denen wir folgende Angaben entnehmen: Es handelte sich besonders um Raubbögelzüge, und ein überaus interessanter Zug schwebte am 20. April über die Dünen dahin. Es zogen namentlich Sperber und Buchfinken. Höchst auffallend war es dabei, daß sich die Buchfinken vor ihren geschworenen Erbfeinden durchaus nicht fürchteten. Während man sonst gewohnt ist, daß beim Erscheinen des Sperbers sämtliche Kleinvögel mit lauten Warnungsrufen irgend ein schützendes Dickicht aufsuchen, zog hier alles friedlich nebeneinander her, und trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, daß die Sperber gerade in Gesellschaft mit Kleinvögeln ziehen, um unterwegs immer bequem Nahrung erlegen zu können. Auf der Spitze des Berges hatte Thienemann weithin sichtbar den Uhu aufgestellt. Aber die Raubbögel beachteten ihn fast gar nicht. Ohne Aufsehbalk zogen sie an ihm vorüber, und ein Stoßen auf ihn fand nie statt. Man darf die Regel aufstellen, daß sich ziehende Vögel, wenn sie durch irgend einen Umstand, namentlich durch bevorstehenden Wetterumschlag (der an dem genannten Tage noch eintrat) zur Eile angetrieben werden, um nichts kümmern, was auf der Erde vorgeht, und was sonst ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Krähenfänger kennen diese Regel sehr gut und paden an solchen Tagen sehr bald ihre Netze zusammen, obgleich die Krähen Schar auf Schar über ihren Köpfen dahinfliegen. Die Vögel haben „schlechtes Wetter im Kopfe“, heißt es dann, und es dauert gewöhnlich auch nicht lange, da tritt der Witterungsumschlag ein. Gleichzeitig mit den Raubbögeln zogen am 20. April, wie erwähnt, große Mengen von Buchfinken mit einigen Vergfinken untermischt. Diese Kleinvögel flogen in einer Höhe von fünf bis acht Meter über dem Erdboden dahin und zwar zum bei weitem größten Teile auf der Westseite des Berges, also vor dem Winde geschützt, viele aber auch auf dem Dünentamm direkt dem Gegenwinde ausgesetzt. Es ist übrigens, um zu den mancherlei Vogelzugtäfeln noch ein neues hinzuzufügen, oft geradezu wunderbar zu beobachten, mit welchem Eigensinn eine Vogelzugtafel an einer einmal gewählten Linie festhält. Immer dieselben Büsche, dieselben Bäume werden überflogen, auch wenn sich die einzelnen Vogeltrupps für menschliche Begriffe außer Schweite vorwärts bewegen. Man fragt sich da stets: woher wissen die nachziehenden Scharen, daß ihre Vorgänger gerade da und nicht nebenan geflogen sind, da doch wahrlich Platz genug vorhanden ist? Hat man dann etwa durch Schießen eine Zugtafel — ich denke namentlich an Krähen — in Verwirrung gebracht, so wird die ursprüngliche Linie wohl auf eine Zeitlang verlassen, aber, wenn möglich, bald wieder aufgenommen. —

Notizen.

- Der Dichter Stifter wird noch in diesem Jahre in seinem Geburtsort Oberplan ein Denkmal erhalten; der Entwurf ist ein Werk des Egerer Bildhauers Karl Wilfert jun. Der „Neue Welt-Kalender 1903“ brachte einen Holzschnitt nach der Wilfertschen Gruppe: „Deputation der Kohlengräber“.
- Das Bürgerliche Schauspielhaus (Carl Weiß- Theater) bringt Ende dieses Monats „Wiedergefunden“, ein dreiaktiges Volksschauspiel von Adolf Reiter, Musik von Alfred Zeidler, zur Aufführung.
- Der Lecomte-Preis von 50 000 Fr. ist von der Pariser Akademie der Wissenschaften Professor Blondlot in Nancy für seine Forschungen über die N-Strahlen zugesprochen worden.
- Eine technische Monatschrift „Die Turbine, Zeitschrift für modernen Schnellbetrieb, für Dampf-, Gas-, Wind- und Wasserturbinen“ erscheint vom 1. Oktober ab im Verlage von M. Krahn, Berlin. Herausgeber ist Rudolf Mewes.
- Die Hise und die Fische. Wie dem Desterreichischen Fischereiverein berichtet wird, hat die Hise und die Dürre in den Fischeichen, besonders unter den Karpfen, bereits bedenkliche Zustände gezeigt. Die meisten Teiche besitzen nur mehr ein Viertel ihrer normalen Wasserfläche. Die Hise und der unzureichende Wasserstand haben die biologischen Verhältnisse in den Teichen nachteilig beeinflusst, was insbesondere auf die Karpfen schädlich wirkt. Man findet viele umgestandene Stücke, die meistens Erfrankungen der Kiemen erkennen lassen.